



LEBEN, LEHREN UND FORSCHEN IN ZEITEN DES UMBRUCHS

ERINNERUNGEN EINES PRAGER HISTORIKERS

böhlau

MIROSLAV HROCH



:: INTELLEKTUELLES PRAG IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Herausgegeben von
Steffen Höhne (Weimar-Jena), Alice Stašková (Jena),
Václav Petrbok (Prag) und Štěpán Zbytovský (Prag)

Band 23

Miroslav Hroch

LEBEN, LEHREN UND FORSCHEN IN ZEITEN DES UMBRUCHS

Erinnerungen eines Prager Historikers

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN

Die Drucklegung wurde gefördert vom Deutschen Historischen Institut Warschau.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2024 Böhlau, Lindenstraße 14, D-50674 Köln, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink,
Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und
V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Die Philosophische Fakultät der Karlsuniversität Prag 2019.
© Martin Hundak.

Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien
Korrektur: Christoph Landgraf, St. Leon-Rot
Satz: le-tex publishing services, Leipzig

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-412-53150-8

Inhalt

Vorwort	9
Bemerkung zur deutschen Übersetzung	15
1. Die ersten zwanzig Jahre	17
1.1 Die Vorfahren	17
1.2 Vorgeschichte	19
1.3 Schüler in den Zeiten der Unfreiheit	21
Das Münchner Abkommen und die Okkupation	23
An der Volksschule	27
Angst und Mangel	28
Auf das Gymnasium	31
1.4 Frisch am Gymnasium	32
Ein Gymnasium zur Germanisierung oder zur Erhaltung der Nation?	34
Das Vermächtnis humanistischer Bildung	37
Das Kriegsende und der Prager Aufstand im Mai	38
Der neue Geist der freien Schule	39
Der Abstecher nach Norwegen	42
1.5 Heranreifen am Gymnasium	45
Das Schulwesen wird reformiert	46
Der „siegreiche Februar“ bei uns zu Hause	48
Wie sich die Schule veränderte	50
Hauptsache Lernen	53
Der Weg zur Literatur	56
Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens und seinen Normen	57
In den Ferien zum Arbeitseinsatz	59
Das Regime zieht die Schrauben an	61
Die Gymnasialzeit geht zu Ende	64
2. Der Weg vom Studenten zum Dozenten	67
2.1 Student in den fünfziger Jahren	67
Die erste Enttäuschung	69
Die stille Nische im Fach Geschichte	72
Wie wir die Sommerferien verbrachten	77
Der erste Kontakt mit der Wissenschaft	79

Das denkwürdige Jahr 1953.....	82
Der studentische Wissenschaftskreis.....	87
Zwischen dem siebzehnten und dem neunzehnten Jahrhundert	89
Das Jahr 1956	91
Die ungarische Erfahrung	94
Der „eigene Kopf“ versus Indoktrination	97
2.2 Der angehende Assistent	102
Die Bibliothek des Historischen Seminars	104
Der Abschluss des Studiums	106
Die Austauschexkursion nach Polen	108
DDR-Erkundung als Inspiration und Warnung.....	109
Die Kommission der Historiker der ČSSR und der DDR	113
Als Sekretär der Sommerschule für Slawische Studien	115
Dank dem Comenius-Jubiläum nach Schweden	116
Der erste Schritt zum Studium der Nationsbildung.....	118
Die Arbeit mit Studenten in den ersten Jahren	120
Forschungen in Schweden.....	123
2.3 Jahre voller Probleme	125
Die Kampagne gegen den „Positivismus“	129
Existenzsorgen.....	131
Probleme mit der Wohnungssuche	134
Historiker der Wirtschaftsgeschichte?	135
Die sowjetische Erfahrung	138
Gefälligkeit, die sich nicht auszahlte	141
Der Weg in die Partei.....	144
Im Dienst des Jugendverbandes	146
2.4 Die sechziger Jahre als große Hoffnung	148
Der Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte im Wandel.....	149
Vom Ostseehandel zu den Nationalbewegungen.....	154
Neue Herausforderungen: Die Popularisierung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse.....	157
Die Tür zum Westen geht auf.....	161
Zu Gast in Marburg.....	163
Die Habilitation	169
Als „Spion“ unterwegs	175
2.5 Freudige Erwartungen und neue Horizonte	178
Im Schlepptau der großen Politik	179
Die Wissenschaft befreit sich	184
Frühling in Prag.....	188
Der Frühling in Paris.....	191

Am Vorabend der Katastrophe.....	195
2.6 Das Ende der Hoffnungen	198
Sommerschule durch die Invasion abgebrochen	198
Zwischen Prag und Freiburg	203
Nicht nur Freiburg	205
Zusammenarbeit mit Golo Mann	206
Was tun? Emigration als Alternative	210
Was tun? Die Übernahme von Verantwortung als einzige Alternative ..	213
3. Die schwierigen Jahre	217
3.1 Die Fakultät lebt weiter	222
Die Last der Normalisierung	223
Wie ich auf die Perestroika hereinfiel	229
3.2 Studium und Studenten	236
Lehrende und Studenten gehen, das Fach bleibt	236
Ausgezeichnete Studenten in der Sackgasse	239
Mit den Studenten zum „Praktikum“ nach Warschau	242
Der Kampf um die Erhaltung des fachlichen Niveaus	244
Das alte/neue Studienmilieu	247
3.3 Wissenschaft unter den alten/neuen Bedingungen.....	251
Von den Kreuzrittern zum Ostseehandel	251
Die Revolution als historisches und theoretisches Problem	254
Wie ich von der angelsächsischen Welt „entdeckt“ wurde	255
Erfolgreiche und weniger erfolgreiche Publikationen	258
Die letzte Arbeit „auf Bestellung“	261
3.4 Die Isolation von der internationalen Wissenschaft überwinden	264
Die Kontakte mit dem Westen gehen gedämpft weiter	264
Die Tschecho-Slowakisch-Polnische Historikerkommission	268
Zum ersten Mal in London.....	269
Wieder als „Agent“ unterwegs	271
An der Schwelle der Anerkennung im Westen: Von einem Projekt zum anderen	274
Schlusswort.....	281
Chronologische Liste der im Buch erwähnten Publikationen des Autors ...	289

Vorwort

Es ist mehr als zehn Jahre her, dass mir mein ehemaliger Student und späterer Kollege die Frage stellte, ob ich meine Memoiren schreiben würde. Er meinte, ich sollte es tun. Ich fand seine Idee gar nicht schlecht, ich erinnerte mich ja immer wieder gerne an die Zeiten meiner Jugend. Aber all das zu Papier zu bringen? Allein die Tatsache, das Ganze schriftlich niederzulegen, suggeriert die Vorstellung, dass ich etwas schreibe, was bisher unbekannte, relevante Mitteilungen über die Vergangenheit vermitteln würde. Das heißt, dass ich über bemerkenswerte Ereignisse berichten werde, an denen ich selbst teilgenommen hatte bzw. deren Zeuge ich war und die wesentliche Auswirkungen auf die Geschichte hatten. Das ist bei mir jedoch nicht der Fall, da ich nichts dergleichen erlebte. Wenn ich bedeutende Ereignisse miterlebt habe, dann als Beobachter aus ganz großer Entfernung. Deswegen vermutete ich, dass meine Erinnerungen einen begrenzten – und sicherlich nur bescheidenen – Wert haben, wenn ich versuche, ein möglichst unabhängiges Zeugnis davon zu geben, wie ich auf meine Lebenszeit sowie auf die historischen Ereignisse blicke, welche ich miterlebte. Solche Ereignisse „an sich“ kann letztlich jeder beschreiben, der mit dabei war. Aber nur ich kann meine persönliche, subjektive Wahrnehmung vermitteln. Ich ging davon aus, dass dieses Zeugnis in diesem Sinn „unabhängig“ bleiben sollte, möglichst wenig davon geprägt, was später über jene Zeit gesagt oder geschrieben wurde. Eigentlich versuchte ich schon seit den Neunzigern ganz spontan, meine Lebenserfahrungen möglichst authentisch zu bewahren, das heißt unabhängig von späteren Schilderungen. Ich beabsichtigte ja nie, Zeitgeschichte zu schreiben.

Ich hatte also eine gewisse Vorstellung davon, was meinen Erinnerungen Sinn geben könnte. Allerdings kam ich mir damals, als Siebzigjähriger, noch zu jung dafür vor, eine derartige Aufgabe in Angriff zu nehmen. Ich hatte zu dieser Zeit immer noch viel zu tun und dachte, dass für ein solches Unternehmen ein voller Einsatz erforderlich wäre – meine alten Papiere zu sortieren sowie die ziemlich umfangreiche Korrespondenz durchzusehen. Zudem hatte ich nicht das Gefühl, am Ende des Weges zu stehen und bloß auf das Vergangene zurückzublicken. Ich gebe zu, dass ich mich mehrmals an die Arbeit setzte und die eine oder andere Episode skizzierte, aber schließlich war ich damit doch nicht zufrieden und legte eine Pause ein.

Heute ist es anders, heute befinde ich mich tatsächlich am Ende des Wegs, ich habe meine sämtlichen Forschungstätigkeiten abgeschlossen – ob vollendet oder nicht – und beabsichtige nicht, weitere in Angriff zu nehmen. Ich blieb meiner ursprünglichen Vorstellung treu und versuche nicht, anspruchsvoll in den Quel-

len oder der Fachliteratur zu recherchieren, um das, was heutzutage bei uns über die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts geschrieben wurde, irgendwie zu verbessern, zu ergänzen oder kritisch zu überprüfen. Meine Memoiren stehen also keinesfalls für ein neues „Projekt“. Es ist schon ausführlich genug über das Geschehene geschrieben worden und ich denke nicht, dass ich diese Informationen sinnvoll erweitern könnte, zumal ich in meinem langen Leben keine wichtigeren öffentlichen, institutionellen Funktionen im politischen, gesellschaftlichen oder wissenschaftlichen Bereich wahrgenommen habe. Darüber hinaus, und möglicherweise infolgedessen, stand ich nie in engem Kontakt zu führenden Persönlichkeiten des öffentlichen oder wissenschaftlichen Lebens – wohl bis auf eine einzige Ausnahme – und ich kann deshalb nichts Unbekanntes hinzufügen. Mein erstrangiges Ziel besteht also darin, das Zeugnis eines Wissenschaftlers und Universitätslehrers zu liefern, der nie die kleine Welt, die „Blase“ seines Fachgebiets und seiner Fakultät verlassen hat und nur aus einiger Entfernung die große Welt voller wichtiger politischer und wirtschaftlicher Ereignisse, Transformationen und Umbrüche beobachtete, von denen es im Laufe der Jahre nicht gerade wenig gab.

Jeder Historiker weiß oder sollte wissen, wie stark die Erinnerungen eines Zeitzeugen durch nachträgliche Informationen deformiert werden, die er auch mehrere Jahrzehnte später erhält. Ich vermute, dass meine Erinnerungen nur dann etwas Neues bringen und dementsprechend sinnvoll sein können, wenn ich authentisches Zeugnis darüber ablege, wie ich damals, als Zeitgenosse, das jeweilige Geschehen wahrnahm. Das korrespondiert recht genau mit meiner früheren Entscheidung, meine Erinnerungen möglichst resistent zu machen gegen spätere Informationen, insbesondere gegen die neuen Stereotypen und (Vor-)Urteile über die Zeiten, die ich miterlebte. Ich war mir nämlich bewusst, dass ich sie sowohl (auch unbewusst) übernehmen als auch mehr oder weniger offen gegen sie polemisieren könnte. In meinen Arbeiten über das historische Bewusstsein und die Erinnerungskultur weise ich an mehreren Stellen auf die Gefahr der Manipulation hin, die die Konstruktion der „nationalen Erinnerung“ durch eine bewusst einseitige Datenauswahl mit sich bringt.

Andererseits bin ich mir der Tatsache bewusst, dass die Tendenz, die späteren Erkenntnisse über die Vergangenheit, in der ich lebte, zu ignorieren, das Risiko erhöht, falsche oder verzerrte Informationen vorzulegen. Solche Fehler wird es in meinem Text mit Sicherheit eine Menge geben. Es ist jedoch nicht mein Ziel, eine umfassende Darstellung der Vergangenheit anzubieten, indem ich den Verlauf allgemein bekannter Ereignisse detailliert nachzeichne.

Im Laufe der letzten zwanzig Jahre erschienen zahlreiche Texte, mithilfe derer die Zeitangaben, die Namen von Institutionen sowie quantitative Angaben überprüft oder konkretisiert werden können. Ich denke jedoch, dass gerade ein Zeugnis darüber nützlich ist, welche Nachrichten und Gerüchte zur damaligen Zeit die Runde machten, welche Informationen damals zugänglich waren und akzeptiert

wurden, obgleich sie die Realität mehr oder weniger verzerrt wiedergaben. Indirekt wird es sich daraus ableiten lassen, was wir damals über eben unsere eigene Zeit nicht wussten. Die Geschichtswissenschaft ist sich bereits seit dem Ende des letzten Jahrtausends darüber im Klaren, sei es unter dem Einfluss der Theorie oder auch eher der Methode der Diskursanalyse, dass unsere Erforschung der „realen“ Kausalitäten dadurch ergänzt werden muss, dass wir herausfinden, wie die Zeitgenossen ihre Zeit betrachteten, egal ob sie Akteure oder nur bloße Zeitzeugen waren. Mit dem Begriff Zeitzeuge meine ich hier jedoch nicht nur diejenigen, die lediglich teilnahmslos zusahen. Als „Zeuge“ gilt meiner Interpretation nach auch jemand, der zwar die „großen“ Ereignisse weder auslöste noch umsetzte, diese jedoch dann, wenn er sie hinnehmen und sich ihnen anpassen musste, in ihren Auswirkungen auf sein eigenes kleines, ansonsten wehrloses Milieu beeinflussen oder modifizieren konnte.

Bei all der Bemühung um Distanz bleibt die Erinnerung des Einzelnen selbstverständlich subjektiv geprägt und ist untrennbar verbunden mit der Erinnerung an persönliche Schicksale sowie an die Haltungen, die man zu den jeweiligen Ereignissen, Problemen und umlaufenden Gerüchten einnahm. In diesem Fall kann das Gedächtnis sehr täuschen. Dieser Tatsache bewusst, bemühe ich mich darum, jene Details zu privilegieren, welche sich mir fest ins Gedächtnis eingepägt haben, anstatt von Dingen zu berichten, an die ich mich nur noch nebulös erinnere. An einigen Stellen konnte ich auf meine „Quellen“ zurückgreifen, das heißt sowohl auf Notizen und Texte, die ich vor allem in meinen jungen Jahren verfasst habe, als auch auf meine Korrespondenz, da ich meine ausgehenden Briefe gewöhnlich kopiert habe. Allerdings konnte ich hier und da der Versuchung nicht widerstehen, meine Erlebnisse und Stellungnahmen zu kommentieren.

Es ging mir aber nicht nur darum, meine persönlichen Wahrnehmungen und Einstellungen zu den damaligen Situationen, Konflikten und Dilemmata in ihrer Vielfalt zu schildern. Mein Leben war ein Leben mit und für die Wissenschaft und gleichzeitig ein Leben mit und für Studenten, wobei gerade die wissenschaftliche und didaktische, eventuell auch die popularisierende Tätigkeit wichtige Elemente bildeten. Deswegen vermute ich, dass ich in den Erinnerungen an meine Arbeit eben diese Aspekte nicht ganz übergehen kann, welche meinem Leben Sinn gegeben haben. Deswegen werden auch die Erinnerungen an meine Forschungsarbeit und deren Motivationen mit einbezogen, ebenso wie die an die Wirkungsgeschichte und die Resonanz auf das Geschriebene. Dazu gehört auch der Versuch, mein Gedächtnis in Bezug darauf aufzufrischen, was hinter meinen Entscheidungen für die Erforschung dieses und jenes Problems stand. Es wird auch von Interesse sein, über die Anerkennung der Resultate meiner Arbeit zu berichten, und zwar nicht nur bei uns, sondern auch in der Wahrnehmung der internationalen *scientific community*. Aufgrund dieses internationalen Anklangs baten mich vor knapp zehn Jahren einige westeuropäische Kollegen darum, meine „intellektuelle Autobiographie“ zu

verfassen, in der ich das wichtigste Feld meiner wissenschaftlichen Arbeit – die Forschung über die Bildung europäischer Nationen – erläutern und kommentieren sollte, einschließlich der davon ausgehenden Impulse sowie der Resonanz darauf. Das Ergebnis wurde im Jahre 2018 in Antwerpen als ein schmaler Band zusammen mit der Bibliographie meiner Arbeiten unter dem Titel *Studying nationalism under changing conditions and regimes* publiziert. Dort können eventuell Interessierte eine ausführliche Darlegung jener Themen finden, welche ich hier nur sehr knapp anspreche.

Allerdings musste ich zumindest erwähnen, wie ich mich mit der Methodologie meines Fachgebiets auseinandergesetzt habe, wie ich den Lauf der Geschichte betrachtet, welche Methoden und Forschungsansätze ich bevorzugt habe. Ich habe mich jedoch darum bemüht, dass dieser Teil nicht das Wesentliche überschattet, was mir am Herzen liegt – ein Zeugnis über die Zeit zu liefern. Aus diesem Grund leisten die vorliegenden Kapitel nur in geringerem Maße auch einen kleinen Beitrag zur Geschichte meines Fachs – das heißt der europäischen Geschichte (offiziell gewöhnlich als Allgemeine Geschichte bezeichnet) und ihrer Stellung in unserem akademischen Milieu sowie in der nationalen Bildung. Ich habe mir aber auch hier Mühe gegeben, spezifisch meine damaligen Ansichten und Vorstellungen zu rekonstruieren und gleichzeitig auf rückblickende kritische Kommentare zu verzichten, nicht nur in Bezug auf meine eigene Arbeit, sondern auch auf die Verhältnisse in diesem Fach, das heutzutage leider nur wenig geachtet am Rande überlebt. Ich hoffe darauf, dass ich noch Gelegenheit haben werde, an anderer Stelle und in einer anderen Form meine auf die Gegenwart bezogenen Urteile und Ansichten darzulegen und zu dokumentieren, und zwar nicht nur über den Lauf der Geschichte, sondern auch über die Wege und den Zustand der tschechischen Wissenschaft und Bildung, und ihre Rolle im eigenen Land sowie in der Welt.

Auch wenn ich auf jegliches wertendes Urteilen über die Vergangenheit verzichte, finde ich in meinem Leben (einige wenige) Situationen, in denen ich – verständlicherweise nur innerhalb des Mikrokosmos meiner Fakultät und meines Fachs – nach der Durchsetzung von Veränderungen gestrebt habe, welche ich für nützlich und notwendig hielt, oder auch im Gegenteil danach, Schlimmeres zu verhindern. Deshalb konnte ich in meinen Erinnerungen die Perspektive des Menschen, der heute auch die Ergebnisse der großen Entwicklungen kennt, nicht ganz ausschließen. Und dass es anders ausging, als er und seine Zeitgenossen erwarteten. Wie belanglos scheinen aus heutiger Sicht etliche der damaligen Kämpfe, wenn man aus der Distanz mehrerer Jahrzehnte darauf zurückblickt! Wie unbegründet waren einige unserer damaligen Befürchtungen; wie sehr hat sich dagegen die Unterschätzung bestimmter Umstände, Institutionen oder auch Personen gerächt. Wie beliebig und somit nichtig kommen den jüngeren Generationen einige der Werte vor, nach deren Bewahrung wir gestrebt haben! Und viele davon werden gar nicht mehr als Werte wahrgenommen.

Das Leben von jedem von uns besteht nicht nur aus Erfolgen, sondern auch aus erlittenem Unrecht, aus Niederlagen und Momenten der Schwäche. Auch darin spiegelt sich das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Individuum. Auch solche Erfahrungen haben meine Wahrnehmung der Verhältnisse sowie meine jeweiligen Haltungen geprägt. Obgleich man nur ungern daran erinnert wird, sind sie Teil des Lebens und müssen in Betracht gezogen werden. Es geht hier besonders um die Erfahrungen, die sich aus meiner Tätigkeit an der Prager Philosophischen Fakultät ergaben, und um die Bilanz meiner wissenschaftlichen Arbeit, konkret deren Ergebnisse und deren Qualität. Es gibt auch Momente, bei denen ich es für notwendig hielt, die Episoden, welche zum Vorwand für falsche Beschuldigungen wurden, ins rechte Licht zu rücken und zu erklären. Auf der anderen Seite sollen die Konflikte und Probleme im Privaten und in der Familie barmherzig mit dem Schleier des Vergessens bedeckt bleiben.

Auch wenn es banal klingen mag, finde ich es wichtig zu bemerken, dass sich die Erinnerung per Definition mit der vergangenen Zeit beschäftigt, die von der Gegenwart durch große Meilensteine des Umbruchs abgegrenzt wird. Für so einen Meilenstein halte ich das Jahr 1989. Hier endet deshalb mein Text. Eher zufällig könnte mein Leben daher in drei gleich lange, je zwanzig Jahre umfassende Etappen aufgeteilt werden, was sich in der Gliederung meines Textes widerspiegelt. Der erste Teil beschäftigt sich mit meiner Jugend bis zum Abitur im Jahr 1951. Mein Leben als Erwachsener ist, ähnlich wie das Leben meiner Altersgenossen, durch den Meilenstein der Jahre 1968/69 geteilt. Der Unterschied zwischen der zweiten und dritten Lebensetappe lag darin, dass die veränderten politischen Verhältnisse nicht nur Einfluss auf meine Forschung und meine Lehre an der Prager Fakultät hatten, sondern mir auch andere Verantwortlichkeiten aufbürdeten. Aus diesem Grund ist sowohl die Gliederung als auch die Art der Erzählung im dritten Teil teilweise anders als in den beiden vorhergehenden Abschnitten.

Prag, im Herbst 2020

Bemerkung zur deutschen Übersetzung

Abschließend möchte ich dem Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Warschau, Professor Miloš Řezník für die Ermunterung danken, eine deutsche Übersetzung meines tschechischen Manuskripts vorzubereiten. Den tschechischen Text habe ich dafür an jenen Stellen korrigiert oder ergänzt, wo ich vermutete, dass er dem deutschen Leser ansonsten kaum verständlich wäre. Manche Details und viele Namen der tschechischen, in Deutschland unbekannten Akteure habe ich andererseits weggelassen. Ich danke auch Professor Pavel Kolář (Universität Konstanz) für eine sorgfältige Lektüre meines Textes, wobei er nicht nur einige sachliche Fehler korrigierte, sondern auch etliche inspirierende Ratschläge gab. Herrn Dr. Peter Schuster danke ich für die erste Kontrolle der deutschen Übersetzung. Ein ganz besonderer Dank gilt jedoch meinem Kollegen und Freund Michael G. Müller, der sich bereitwillig der zeitraubenden Mühe unterzogen hat, der Übersetzung meines Textes mehr stilistische Qualität zu geben.

Prag, im Herbst 2022

1. Die ersten zwanzig Jahre

Am Anfang der Versuche, eine Autobiographie zu verfassen, steht gewöhnlich die Erzählung über die Wurzeln der Familie oder des Geschlechts, über Vorfahren oder Ahnen. Das kann einem konventionell vorkommen – für wen sind diese Vorfahren relevant? Genauso kann es einem als Gattungsbruch erscheinen: Wozu die Erinnerung an Menschen, welche ich nicht kenne?

Gegen eine solche Überlegung kann man methodologisch argumentieren. Eine der Erkenntnisse, zu denen ich als Historiker gelangt bin, als ich das Handeln von Menschen in gesellschaftlichen Prozessen untersuchte, war, dass dieses Handeln verstanden und (einfacher) erläutert werden kann, wenn man es im gesellschaftlichen Kontext betrachtet. Anders gesagt, wenn wir die Akteure des gesellschaftlichen Wandels nach Berufs- und Sozialkriterien sortieren.

1.1 Die Vorfahren

Mit einer gewissen Verallgemeinerung lässt sich voraussetzen, dass meine Vorfahren zu zwei völlig unterschiedlichen berufskulturellen Milieus gehörten, weshalb ihre Lebensweise und wohl auch ihre genetische Ausstattung unterschiedlich geprägt waren. Mein Vater stammte aus einem Bauerngeschlecht, dessen Existenz seit dem 16. und möglicherweise sogar seit dem 15. Jahrhundert auf einem Bauernhof in einer malerischen, aber armen Gegend am südlichen Rand Mittelböhmens durchgängig in den Quellen belegt ist. Den Personenstandsregistern ist zu entnehmen, dass die Ehefrauen dieser Bauern seit dem 18. Jahrhundert aus den umliegenden Dörfern stammten, wobei das am weitesten entfernte Dorf nicht einmal 30 km entfernt lag. In den Zeiten, wo die adeligen Herrschaften die grundlegende Verwaltungseinheit bildeten, befand sich die Zentrale dieser Verwaltung an dem 15 km entfernten Schloss Orlik. Nach der Einführung der staatlichen Kreisverwaltung, das heißt nach den Reformen, die nach der Revolution 1848 eingeführt waren, wurde das Dorf administrativ der gleich weit entfernten neuen Kreisstadt Milevsko unterstellt.

Meine Mutter stammte aus einer der Familien der ständig wandernden Glasmeister, welche einer mündlich weitergegebenen Familientradition zufolge wohl im 18. Jahrhundert aus dem Böhmerwald gekommen waren, wo tatsächlich eine Glasmeisterfamilie Haslinger lebte – übrigens von dem Schriftsteller Karel Klostermann in einem seiner Romane erwähnt. Meine Vorfahren, über welche Angaben seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zur Verfügung stehen, stellten Glas nur noch

im sprachlich tschechischen Inland her. Dort heirateten sie Töchter von Einheimischen, meistens ebenfalls aus Glasmacherfamilien. Mein Großvater arbeitete zuerst im Böhmischo-mährischen Hochland, zog dann aber mit seiner mehrköpfigen Familie Anfang des 20. Jahrhunderts an das entgegengesetzte Ende Böhmens. Dort bekam er eine gut bezahlte Stelle in einer Glashütte unter den steilen Hängen des Erzgebirges unweit der Stadt Teplitz (Teplitz).

Mein bäuerlicher Großvater, angeblich ein guter Wirtschaftler, führte bereits vor dem Ersten Weltkrieg technische Neuerungen ein, wie etwa eine Dreschmaschine oder eine Sämaschine, und er wurde als ländlicher Laientierarzt geschätzt. Allerdings wilderte er auch mit Leidenschaft auf dem Gebiet der Grundherrschaft und züchtete reinrassige Jagdhunde und Pferde. In meiner Erinnerung existiert er nur noch als stattlicher, kahlköpfiger Altenteiler, der bis ins Alter von achtzig Jahren während der Ernte genauso wie alle anderen im Einsatz war.

Mein Vater war der jüngste seiner vier Söhne. Als Kind war er angeblich oft krank, lernte aber gut und seine Eltern wollten ihn auf Anraten des Dorflehrers „zum Studium“ schicken, also wohl aufs Gymnasium. Er wollte aber sein Zuhause nicht verlassen und ging nach Abschluss der Dorfschule in die Kreisstadt, wo er die Maschinenschlosserei erlernte. Auf der Suche nach Arbeit gelangte er zunächst in eine Fabrik in Teplitz und, nach dem Militärdienst, schließlich nach Prag. Bis zu seinem Tod fühlte er sich aber auf dem Familienbauernhof am wohlsten, wo er stets seinen Urlaub verbrachte, natürlich zur Erntezeit.

Mein Glasmacher-Großvater gehörte in seinem Beruf zur Elite, was sich in seinem Ruf, seinem Selbstbewusstsein und wahrscheinlich auch seinem Einkommen entsprechend niederschlug. Dank Letzterem konnte er seine vielköpfige Familie gut ernähren. Noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde unter den Glasmachern eine tragikomische Geschichte über den bekannten Glasmeister Haslinger erzählt. Er wollte seine Handwerkskunst an einen Sohn weitergeben, hatte aber lauter Töchter und erst sein zehntes Kind war der ersehnte Sohn, welcher allerdings seine Geschicklichkeit nicht erbte und auch keine Beziehung zur Glasbläserflöte entwickelte. Als der Großvater mit der ganzen Familie nach Nordböhmen zog, schloss er sich dort der zahlenstarken tschechischen Minderheit an und beteiligte sich bald auch an der Minderheitsbewegung. Als Sozialist gehörte er zu Antiklerikalen, als Patriot positionierte er sich gegen die internationalistischen Sozialdemokraten und engagierte sich in der von diesen abgespalteten National-Sozialen Partei. Er schickte seine Töchter in die tschechische Volksschule, zum örtlichen Sokol (dem 1862 gegründeten tschechischen Pendant zur deutschen Turnerbewegung) und in die geselligen Jugendveranstaltungen seiner Partei.

Meine Mutter war die jüngste seiner Töchter. Ihre älteren Schwestern heirateten nach und nach, der Familientradition entsprechend meistens Glasmacher oder Glasschleifer, hatten also keine Existenzsorgen und verließen eine nach der anderen das Familiennest. Meine Mutter blieb zu Hause und wurde von ihren Eltern als

einzigste Tochter zu einer Lehre als Schneiderin in einen Modesalon in Teplitz geschickt, wo sie später fest angestellt wurde. Sie kümmerte sich dann um meine Großmutter, bis zu deren Tod Mitte der zwanziger Jahre. Danach suchte sie ihr Glück in Prag und da sie geschickt war, ging es ihr recht gut.

1.2 Vorgeschichte

Meine Eltern lernten sich zwei Jahre nach dem Krieg bei einer Veranstaltung der sozialistischen Jugend in Teplitz kennen. Mein Vater musste dann zum Militärdienst einrücken und die beiden verloren den Kontakt. Er kam jedoch sieben Jahre später nach Prag, wo inzwischen auch meine Mutter lebte und wo sie sich durch Zufall wieder trafen. Diesmal verloren sie sich nicht mehr aus den Augen und heirateten. Zuerst konnten sie nirgendwo unterkommen, aber sie hatten Glück. Dank der Cousine meines Vaters wurden sie in eine Wohnungsgenossenschaft aufgenommen, welche ein großes Mietshaus mit 100 Wohnungen an der Grenze der Prager Stadtviertel Žižkov und Vinohrady errichtet hatte. Die beiden mussten allerdings ihre sämtlichen Ersparnisse aufwenden, um eine kleine Wohnung mit Fenstern nach Norden und zum Innenhof zu erlangen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg gelang es meinen Eltern, diese Wohnung gegen eine andere zu tauschen, im selben Haus, allerdings etwas größer und mit Fenstern nach Süden.

Ich kam im Zeichen des Sokol auf die Welt. Im Jahr 1932 fand nicht nur das große Sokol-Fest statt, sondern es wurden auch der siebzigste Jahrestag der Vereinsgründung und der hundertste Geburtstag von Miroslav Tyrš, des Sokol-Gründers, gefeiert. An dem vorherigen Sokol-Fest im Jahr 1926 hatte meine Mutter noch als Turnerin aktiv teilgenommen, jetzt natürlich nicht mehr. So schien es fast vom Schicksal vorbestimmt, dass das Kind, das seine Sokol-Mutter in jenem Jahr auf die Welt brachte, keinen anderen Namen als Miroslav bekommen konnte.

Abgesehen von den Feierlichkeiten rund um Sokol wurde ich aber in keiner glücklichen Zeit geboren. Mein Vater verlor kurz danach seine Stelle in einer Fabrik im Prager Stadtteil Vysočany. Danach war er etwa zwei Jahre lang allenfalls kurzfristig beschäftigt oder arbeitslos. Meine Mutter konnte jedoch weiterhin als Schneiderin etwas hinzuverdienen, also hungerten wir sicherlich nicht. Es wurde aber nicht viel zur Seite gelegt. Mir wurde erzählt, dass ich einen meiner ersten Sätze sprach, als meine Mutter nach Hause kam und ihre Einkäufe auf den Tisch legte. Ich war noch zu klein, um an die Tischplatte zu reichen, und soll deshalb gefragt haben: „Was hast du gekauft? Was hat das gekostet?“. Unsere Lage besserte sich umgehend, als mein Vater eine Stelle in der Fabrik Letov in Letňany bei Prag fand, die Flugzeuge – vor allem für das Militär, wie ich denke – herstellte. Mit Sicherheit hatte das mit der anlaufenden Aufrüstung infolge der deutschen Bedrohung zu tun. In dieser Fabrik arbeitete er dann bis zur Rente. Damals ahnte

ich natürlich gar nicht, wie hart sein Lebensalltag war. Mit der Straßenbahn war er eine Stunde bis zur Fabrik unterwegs und die Schicht begann um sechs Uhr, weshalb er morgens gegen halb fünf Uhr aufstehen musste. Ich erinnere mich nur daran, wie er nachmittags heimkam, etwas aß und sich dann auf das Sofa in der Küche legte. Das Familienleben fand erst beim gemeinsamen Abendessen statt und selbstverständlich am Sonntag. Dann musste ich ihn vormittags zur Messe in die gerade fertiggestellte Kirche am Georg-von-Podiebrad-Platz begleiten. Ich ahnte damals nicht, dass es sich um ein Werk des damals avantgardistischen slowenischen Architekten Josip Plečnik handelte, der heute sehr geschätzt wird. Nach dem Sonntagsgottesdienst wurde feierlich zu Mittag gegessen und nachmittags machten wir einen Spaziergang in einem der umliegenden Parks. Dieses Sonntagsritual blieb auch nach 1941, als mein jüngerer Bruder Pavel zur Welt kam, unverändert.

Ich kann mich nicht erinnern, als Junge im Alltag besonders viel Spaß gehabt zu haben. Zum einen lag das wohl daran, dass meine Mutter, weil sie sich um mich sorgte, streng vorschrieb, in welchen Straßen in der Umgebung unserer Wohnung ich mich bewegen durfte. Da konnte nur Murmeln oder Fangen gespielt werden. Zum anderen lag es wohl auch daran, dass in unserem Haus nicht genug Gleichaltrige wohnten. Es gab entweder ältere Jungen, die mich nicht in ihren Kreis aufnahmen, oder viel jüngere.

Das gesellschaftliche Leben der Familie war nicht besonders reich. Meine Eltern pflegten nur mit den Verwandten Kontakt, von denen es allerdings nicht wenige gab, weshalb diese Beziehungen viel Zeit in Anspruch nahmen. Meinem Eindruck nach war fast immer jemand bei uns zu Besuch – eine der vielen Tanten oder Cousins und Cousinen. Die Besucher ließen sich dabei oft etwas nähern oder ändern. Meine Mutter erwiderte diese Besuche und war also oft bei der Verwandtschaft unterwegs. Mich nahm sie verständlicherweise mit, mal fürs Wochenende, mal für eine Woche oder sogar länger. Das war noch vor dem Krieg und ich ging noch nicht zur Schule.

In meiner Kindheit hinterließ die große Politik nur selten Spuren, wie zum Beispiel im Jahr 1938, als wieder ein Sokol-Fest stattfand, bei dem nicht mehr die Generation meiner Eltern, sondern die meiner Cousinen mitturnte. Das war ein ganz großes Thema, aber eher zu Hause; zum Strahov-Stadion, wo das große Turnfest stattfand, nahmen mich meine Eltern nicht mit. Dafür durfte ich im Jahr davor an einem großen Umzug teilnehmen, der sich in langsamem Tempo fortbewegte. Ich war enttäuscht darüber, wie kurz und wie wenig genau ich dabei den verstorbenen Herrn Präsidenten Masaryk sehen konnte. Natürlich war Politik zu Hause ein Thema, aber das Gerede ging meistens an mir vorbei. Was mir im Gedächtnis blieb, war das Schimpfen über die tschechische faschistische Bewegung „Vlajka“ (die Flagge), und über die (sudeten)deutschen „Turner“, wie sie für Unsicherheit unserer Verwandten im Grenzland sorgten. Es wurde auch über Spanien und den drohenden Krieg gesprochen. Die Furcht vor einem Krieg war in unserer Familie anscheinend schon lange vor dem Münchner Abkommen zu spüren. Als ich vor

kurzem die Briefe einsehen konnte, die mein Großvater vom Lande an seinen Sohn in die USA schrieb, fand ich solche Befürchtungen bereits im Jahr 1936. Vielleicht war das eine Ausnahme, vielleicht war es etwas Verbreitetes. So oder so, der Krieg ließ nicht lange auf sich warten.

1.3 Schüler in den Zeiten der Unfreiheit

Nur wenige finden besonderes Gefallen an den Erinnerungen an unangenehme oder quälende Zeiten ihres Lebens. Die meisten Menschen verdrängen sie mehr oder weniger unterbewusst aus ihrem Gedächtnis. Andererseits sagt man, dass sich bestimmte Episoden gerade aus solchen Lebensetappen derart tief einprägen können, dass sie nicht mehr auszulöschen sind. Das ist bei meinen Erlebnissen aus der Zeit des Protektorats nicht der Fall. Selbstverständlich verfüge ich über umfangreiche Kenntnisse über diese Periode; die meisten erwarb ich aber erst später – aus der Belletristik, aus Filmen sowie durch das Studium. Wenn ich davon absehe, was ich später über die Zeit des Protektorats erfuhr, suche ich mühsam nach authentischen Erlebnissen, welche durch die später erworbenen Informationen nicht modifiziert oder überblendet wurden. So bleiben nur Erinnerungen an ein paar große Schocks oder an Schlüsselveränderungen – und dann nur noch eine Menge alltäglicher Kleinigkeiten. Nur einige davon sind für den breiteren Kontext aussagekräftig und können deswegen von Interesse sein, gerade wegen ihrer Alltäglichkeit.

Die Lage der Genossenschaftswohnung, in die meine Eltern einzogen, an der Grenze zwischen den Prager Vierteln Žižkov und Vinohrady, brachte einige Nachteile mit sich. Der eine war eher für meine Eltern als für mich ärgerlich. Als sie mich in die erste Klasse der Volksschule einschreiben wollten, mussten sie die Vorschrift beachten, dass es bei der Schulwahl auf den Wohnort ankam. Ich konnte daher nicht die schöne, repräsentative Schule auf dem Georg-von-Podiebrad-Platz besuchen, die für mich am nächsten lag, weil sie administrativ zum Bezirk Vinohrady gehörte. Meine Adresse war das Proletarierviertel Žižkov. Meine Schulzeit fing also in der weiter entfernten alten Schule an, die neben dem Žižkover Rathaus stand und immer noch steht. Ein düsteres Gebäude mit schmalen Gängen, was wahrscheinlich bis heute unverändert ist; nur die primitiven Toiletten wurden bestimmt umgebaut. Durch die winzigen Fenster drang nur wenig Licht in die Klassenzimmer, die Wände waren dunkel, die Schulbänke zerschrammt. All das konnte auch einem Erstklässler nicht entgehen, auch wenn er keineswegs verwöhnt war. Diese Unwirtlichkeit wurde kompensiert durch die Persönlichkeit unseres netten Lehrers, Herrn Macek, den ich gerne mochte, und ich denke, dass auch er positiv zu mir eingestellt war. In der dritten Klasse kam eine Nachfolgerin, die verknöcherte, unwirsche Lehrerin Šýkorová, die ich nicht ausstehen konnte – vielleicht

einfach deswegen, weil sie sich von unserem alten Lehrer dermaßen unterschied. Die Abneigung war gegenseitig, mit dem Effekt, dass sie meinen Eltern am Ende der vierten Klasse mitteilte, ich werde von ihr keine Empfehlung zur Aufnahmeprüfung ans Gymnasium bekommen, wohin mich meine Eltern schicken wollten. Dabei schlug ich mich in der Schule gar nicht schlecht; in mein Zeugnis schlichen sich jedoch neben den vielen Einsen auch zwei Zweien ein – im Schreiben und im Zeichnen. Meine nächste Station war dann also die Stadtschule in Žižkov, die für die vier weiteren Schuljahre zuständig war. An meine ersten Schuljahre habe ich keine berichtenswerten Erinnerungen. Das lag wohl daran, dass diese Jahre wirklich nicht zu denjenigen zählten, an welche ich mich gerne erinnern sollte. An die meisten meiner Mitschüler in der Volksschule kann ich mich nur nebulös erinnern, es blieben mir nur wenige Namen im Gedächtnis und noch weniger Gesichter. Zu den meisten von ihnen verlor ich den Kontakt, sobald ich an die Stadtschule wechselte, und mit den übrigen war es bei meinem Eintritt ins Gymnasium genauso. Klar, wir spielten zusammen, aber nicht einmal an diese gemeinsamen Spiele kann ich mich in konkreten Details erinnern.

Vielleicht lag es daran, dass die Straßen des dicht bebauten Viertels Žižkov nicht viel Platz für gemeinsame Aktivitäten boten, vielleicht war die Stimmung der Besatzungszeit auch für Kinderspiele einfach ungünstig. Und einen Mitschüler zu sich nach Hause einladen? Das kam den meisten von uns, welche keine reichen Eltern hatten, nicht in den Sinn. In den Wohnungen in meiner Umgebung gab es selten so etwas wie Wohnzimmer. Und wenn doch, so wurden gewöhnlich die Ärmern aus Žižkov nicht dorthin eingeladen. Übrigens kann ich mich ohnehin nicht erinnern, dass wir jemals andere Besucher als die Verwandten hatten. In der Zeit des Protektorats mochte aber auch ein generelles Misstrauen unter Leuten, die sich nicht gut kannten, eine Rolle gespielt haben. Die Nachbarinnen plauderten im Gang oder vor dem Haus, die Väter trafen sich im Wirtshaus, falls sie – im Gegensatz zu meinem Vater – das Herumsitzen in den Kneipen nicht für etwas Unangemessenes und Verschwenderisches hielten. Geld war bei uns in der Tat knapp. Nur drei, vier der zahlreichen Hausbewohner kamen hier und da abends zum Gespräch am Küchentisch vorbei.

Was den Abschluss der Volksschule angeht, sind ein paar bereits vergessene Tatsachen zu erwähnen. Nach dem während der Besatzung eingeführten Schulsystem hatten die Schüler in der vierten Klasse drei Möglichkeiten. Die am wenigsten begabten sollten die Schule innerhalb der folgenden vier (oder nur drei?) Jahre beenden und dann eine Arbeit aufnehmen, was jegliche weitere Qualifikationsmöglichkeit ausschloss. Bei uns zu Hause hieß es, dass diesen nur blieb, die Schaufel in die Hand zu nehmen. Die Begabteren sollten ohne Prüfung, nur aufgrund des Zeugnisses und der Empfehlung ihres Lehrers, an die Stadtschule (damals sagte man „Hauptschule“) wechseln und dann eine Fachschule besuchen oder eine Lehre antreten. Die Besten bekamen eine Empfehlung fürs Gymnasium, wo allerdings

noch eine Aufnahmeprüfung zu bestehen war. Angesichts der Tatsache, dass die Nazi-Okkupation die Germanisierung der tschechischen Bevölkerung und der national gesinnten tschechischen Intelligenz vorsah, sollte die Anzahl der Schüler an den tschechischen Gymnasien minimiert werden.

Junge Studenten und Doktoranden, beinahe im Alter meiner Enkelkinder, fragen mich öfters danach, wie das Leben unter der deutschen Besatzung eigentlich aussah. Jede pauschale Charakteristik würde an dieser Stelle nach einer lehrbuchartigen Verallgemeinerung oder nachträglichem Fabulieren klingen. Aus diesem Grund bleibe ich bei den Kleinigkeiten, die mir in einem ganzen Mosaik von Erinnerungen im Gedächtnis geblieben sind und die meiner Meinung nach die Erzählungen über die Zeit damals bezeichnend ergänzen. Es wird nicht systematisch sein, dafür authentisch.

Mein frühestes Erlebnis ist eigentlich mit dem Faschismus verbunden und es wäre eher humoristisch – wenn das Thema nicht so ernst wäre. Ich erinnere mich nämlich daran, wie ich noch als Vorschulkind zum ersten Mal den Namen Franco zur Kenntnis nahm. Ich hörte ihn im Rundfunk, wo in Bezug auf den Spanischen Bürgerkrieg wiederholt über Niederlagen von Francos Truppen berichtet wurde (auch solche Episoden gab es im Bürgerkrieg offenbar). Herr Franco tat mir leid, weil er immer verlor, und ich sagte das meiner Mutter. Sie antwortete mit einem deutlich abwertenden Kommentar über Franco und betonte, dass er ein böser Mensch und nicht zu bedauern sei.

Das Münchner Abkommen und die Okkupation

Das Münchner Abkommen wurde zu einem großen Ereignis meiner Kindheit. Mit Sicherheit ist dabei die Erinnerung an die Aufregung meiner Eltern sowie der Menschen auf den Straßen prägend. Genauso erinnere ich mich aber an den lustigen Anblick, als einer der Onkel während der Mobilmachung in einer Uniform bei uns erschien, die witzigerweise zu eng für seinen dicken Bauch war.

In der Familie meiner Mutter hatte das Münchner Abkommen fast für jeden unmittelbare Konsequenzen. Drei ihrer Schwestern lebten damals nämlich im Grenzgebiet, in der Nähe von Duchcov (Dux) und Teplitz. Eine andere Schwester war in Libkovice (Liquitz) mit einem Deutschen verheiratet. Ihr wurden mehrmals von deutschen Bengeln die Fenster eingeworfen, aber sie durfte bleiben und weiterhin ihren Milchladen betreiben. Die anderen drei Tanten mussten allerdings mit ihren Familien rasch wegziehen. Zwei von ihnen fanden dann Zuflucht in unserer winzigen Wohnung. Für meine Eltern wie für die Tanten war das sicher ein erschütterndes Erlebnis, aber ich muss zugeben, dass mir das einige aufregende Tage oder Wochen einbrachte. Die Erwachsenen schliefen auf dem Boden, ich schlief mit meiner Mutter im Bett und es war ganz laut und lebendig in der Wohnung. Vor allem aber kamen auch meine zwei Cousins, zwar etwas älter als ich, aber für mich

als Einzelkind war das eine fröhliche Abwechslung. Es ärgerte mich natürlich, dass sich die Cousinen mit dem Sechsjährigen nicht abgeben wollten, sie entwickelten sogar ihre eigene Mädchensprache, die ich nicht verstand.

Eine der beiden Tanten fand bald mit ihrer Familie eine dauerhafte Bleibe bei den Verwandten auf dem Lande, südöstlich von Prag. Die zweite Familie konnte für mehrere Jahre, fast bis zum Kriegsende, den Kellerraum in unserem Haus bewohnen. Sie kamen öfters abends zum Kartenspiel oder einfach zum Quatschen vorbei. Es klingt paradox, aber meinem Eindruck nach war es bei uns später nie mehr so lebhaft und lustig wie in jenen ersten zwei, drei Jahren der Besatzung. Wenn ich mich nicht täusche, war in den Augen unserer vertriebenen Verwandten nicht der Nazismus an ihrem Schicksal schuld, sondern die Deutschen. Ab und zu wurde der Name eines deutschen Nachbarn erwähnt, der sich an ihrer Vertreibung gerne aktiv beteiligt hatte. Sie erinnerten sich jedoch auch an andere Deutsche, zu denen sie gute Beziehungen unterhalten hatten und für deren Schicksal sie sich anscheinend auch während der Besatzung interessierten, obwohl die Nachrichten eher sporadisch kamen.

Der nächste Kontakt mit dem Nazismus, oder besser gesagt mit der Okkupation, war für mich bereits ein direkter. Mein Weg zur Schule führte über eine der beiden Hauptstraßen in Žižkov, wo die Straßenbahnen in Richtung Zentrum fuhren. Als ich sie als Erstklässler an einem regnerischen Tag im März überqueren wollte, war das unmöglich, weil dort eine endlose Kolonne von Soldaten mit Motorrädern und Autos durchzog – deutsche Soldaten. Erstaunlicherweise fühlte ich vor allem die Befürchtung, zu spät zur Schule zu kommen. Und möglicherweise auch Ärger über die Soldaten als Verursacher des Problems. Diese Angst kann ich mir bis heute sehr gut ins Gedächtnis rufen, wohl deshalb, weil ich mich daran später immer wieder aufs Neue erinnerte. Andererseits habe ich vergessen, ob ich tatsächlich zu spät in die Schule kam.

Meine späteren Erinnerungen an die folgenden Jahre der Besatzung beziehen sich eher auf Erlebnisse im Alltag. Eingepägt hat sich mir jedoch ein gewisses Grundgefühl, das mit drei Worten zu beschreiben ist: Angst, Misstrauen und wütender Trotz. Die Angst verband sich für mich insbesondere mit den Durchsagen über die Verhaftung von Tschechen. Die Listen der Hingerichteten wurden nämlich per Lautsprecher auf den Straßen bekanntgemacht. Viel später sah ich das in einem tschechischen Film über die Besatzungszeit und ich erinnerte mich sofort an meine Kindheit. Genauso grauenhaft hörte sich das damals auf den Straßen an.

Allerdings kann ich mich an diese Angst auch aus der Zeit davor erinnern. Es ging schon nach dem 17. November los; zwei meiner Cousins, beide Mediziner, zählten zu denjenigen Studenten, welche von den Nazis in den Studentenwohnheimen selektiert und deportiert wurden. Lange blieb ihr Schicksal unbekannt. Ähnlich erinnere ich mich an den nackten Schrecken, als eines Tages die Familie eines Nachbarn direkt in unserem Haus „abgeholt“ wurde. Nach dem Krieg sagte man,

dass sich bei ihnen angeblich einer der Fallschirmspringer einige Zeit verborgen hatte.

Am Misstrauen unter den Menschen waren vor allem die umlaufenden Gerüchte über Provokateure schuld, die vorbeikamen und sich als Widerstandskämpfer ausgaben, um die vertrauensvollen und hilfsbereiten Patrioten in Schwierigkeiten zu bringen. Erst viel später, nach dem Krieg, erfuhr ich, dass diese Gerüchte von den Okkupanten selbst verbreitet wurden: Das war Teil des psychologischen Nazi-Kriegs gegen den Widerstand. Und Ärger regte sich dann allmählich auf abstrakter Ebene gegen alles Deutsche und auf konkreter Ebene gegen all die gut gekleideten und arrogant achtlosen Deutschen und ihre genauso eingebildeten und gut gekleideten Kinder. Die ließen sich insbesondere in den modernen Wohnungen nieder (die früher Eigentum von Juden gewesen waren, wie bei uns zu Hause gesagt wurde), im Viertel Vinohrady, zu dem bereits die gegenüberliegende Seite unserer Straße gehörte. Es war allgemein bekannt, dass sie viel größere Zuteilungen von raren Lebensmitteln erhielten als wir.

Daheim herrschte jedoch bei allem Patriotismus kein pauschaler Hass auf die Deutschen. Die Hälfte meiner Verwandtschaft – von der Seite meiner Mutter – war ja von deutscher Bevölkerung umgeben, im Grenzgebiet aufgewachsen. Sie hatten dort viele Bekannte und Freunde und wussten, dass die Grenze zwischen Tschechentum und Deutschtum – heute würde ich sagen zwischen tschechischer und deutscher Identität – nicht besonders eindeutig war. Und vor allem gab es keine Hassgrenze. Daheim wurde sowohl über die „anständigen Deutschen“ gesprochen als auch über die tschechischen Nachbarn, die im Grenzgebiet blieben und „zu den Deutschen überliefen“. Das wurde nicht wirklich gutgeheißen, manchmal sogar verurteilt. Im Ganzen wurde aber darüber mit einem gewissen herablassenden Verständnis gesprochen, manchmal auch mit Bedauern.

Neben jenen drei Grundgefühlen assoziiere ich die Okkupation jedoch mit einer Menge kleiner Episoden. Die meisten davon sind nicht bemerkenswert, einige können aber zum Gesamtbild der damaligen Zeit ein bisschen beitragen. Es gab noch ein Dauererlebnis, an das ich mich eigentlich erst jetzt erinnere. Das war die Dunkelheit. Den ganzen Krieg über mussten die Fenster verdunkelt werden, die Straßenbeleuchtung war radikal eingeschränkt und für die Autoscheinwerfer gab es spezielle Blendschutzvorrichtungen. Wir benutzten Taschenlampen und es waren sogar Batterien erhältlich. Es herrschte eigentlich keine komplette Dunkelheit, sondern eher ein finsternes Dämmerlicht, das aber vielleicht noch beklemmender war. Zudem kann ich mich nicht daran erinnern, dass ich im Dunkeln rausgehen durfte, was in den Wintermonaten bedeutete, dass sich mein Aufenthalt draußen auf den Weg zur Schule und zurück nach Hause beschränkte.

Wenn ich nun all die Mosaiksteinchen in eine chronologische Reihenfolge bringen sollte, dann würden am Anfang die Vorratskäufe stehen, die wohl unmittelbar mit der beginnenden Besatzung, oder eher nach Kriegsausbruch begannen. Meine